

Im Menschen ist nicht allein Gedächtnis, sondern Erinnerung. Thomas von Aquin

Friedenskind

Der Verschlag unter dem Dach war keine zwei Meter breit, zwei Meter fünfzig lang und an der höchsten Stelle des steilen Dachgebälkes ungefähr einen Meter fünfzig hoch. Die kleine, staubige Dachluke ließ einen müden Strahl Sonnenlicht herein, der wie ein fahler Scheinwerfer die alte Holztruhe beleuchtete.

Antonia strich sich eine graue Strähne aus der Stirn, die tanzenden Staubpartikel reizten ihre Nase. Die Truhe war alles, was noch übrig geblieben war. Die Truhe und die Geschwister. Generationenwechsel.

Die Großeltern, die Tanten, die Mutter, der Vater, sie alle waren begraben. Das Haus war leer geräumt, ein Käufer gefunden. Sie hatte darauf bestanden, diese Truhe zu behalten. Der Deckel knarzte beim Öffnen. Kreuz und quer stapelten sich Kruzifixe: kleine, große, aus Holz, aus Metall, zweiunddreißig Dornenkronen aus allen Zimmern des Hauses zusammengetragen, von Wänden, Ecken, aus Schubladen, Schränken, Bettkästen. Sie zählte mehr als alle Winkel des Hauses zusammen.

„Herr Segne Uns Und Diese Deine Gaben Die Wir Von Deiner Großen Güte Empfangen Werden Durch Christus Unsern Herrn Amen“, Großmutter und Großvaters Stimmen tönnten in einem seltsamen, mehrstimmigen Gesang. Ja, sie schienen in dieser Minute weit weg zu sein. Es war ein kurzer Moment absoluten Friedens zwischen beiden. Ein regelmäßig wiederkehrender Waffenstillstand vor dem Essen.

Ein silbernes Haar fiel in die Truhe, mit einer ihm innewohnenden Leichtigkeit, Flüchtigkeit, durch alle Gekreuzigten hindurch, und legte sich sanft auf das rote Kleid der Mutter, wie ein Faden. Glänzende Seide, violett und rot changierend. Einen altbekannten, süßlichen Geruch ausdünstend. Die Mutter, tuberkulosekrank, in Sanatorien, Krankenhäusern, Kuraufenthalten. War Antonia deshalb jahrzehntelang in einem ungeliebten Beruf in Krankenhäusern gefangen, um dort der Mutter nahe zu sein?

Wohin mit den Kindern? Zu überforderten Kindermädchen, entfernten Verwandten auf Bauernhöfen, zu einsamen Knechten, in die Käserei im Allgäu, in Kinderheime, in denen die Kinder mit Unterwäsche gebadet wurden, das erbrochene Essen aufessen mussten. Ihr wurde übel. Immer brav sein, nur nicht auffallen, niemandem zur Last fallen. Den alten Männern ihre Freude lassen. Zuflucht im Schweinestall finden, bei der Muttersau mit ihren jungen Ferkeln. Auf eins mehr kommt es nicht drauf an. Sie war froh, damals einen sauberen Schweinestall vorzufinden, mit viel Stroh und genügend Platz für ein kleines Menschenkind dazu.

Ist das, was nicht erinnert werden kann, nicht passiert? Schafft die Gnade des Vergessens, des Verdrängens, eine andere Realität? In einer Sprache jenseits der Worte hatte jede ihrer Körperzellen alles gespeichert.

Wenn Antonia nicht das Fotoalbum mit Bildern hätte, von denen sie wusste, dass sie das blasse, verträumte Kind gewesen war, würde sie denken, sie wäre nie Kind gewesen. Wäre da nicht auch noch immer dieses Kind in ihr, das verzweifelt um sich schlagen wollte und nicht durfte.

Ihre Erinnerungen waren reduziert auf schnappschussartige Bilder, Sprachfetzen, Gerüche, Empfindungen und die Erzählungen der anderen. Bruchstücke eines Mosaiks,

das sie ihr Leben lang mühsam versuchte, zu einem Bild zusammenzusetzen.

Antonia war oft bei den Großeltern. In ihrer Familie war kaum Platz für sie. Dazu musste sie nach der Schule in die entgegengesetzte Richtung gehen. Sie erinnerte die Straße, die sie ging und ihren braunen Schulranzen, den Geruch im großelterlichen Haus: eine Mischung aus Soda, Bohnerwachs, Naphthalin und warmen, süßlich würzigen Ausdünstungen der Küche. Sie erinnerte das Küchenbüffet, die schmale Eckbank, auf der die Kinder saßen, über ihnen das Kreuzifix, die Tasse aus Steingut, in der die Großmutter die Reste der Salatsauce aufbewahrte und sie in das Küchenbüffet stellte; neben die Schnapsflasche des Großvaters und den Mostkrug.

Die letzten Stufen zu ihrem Dachkämmerchen, in dem ihr Bett stand, knarrten. Über dem Bett hing ein Bild mit einem Schutzengel, der ein kleines Mädchen über eine Brücke führte.

Sie legte Kreuz um Kreuz mit ihren erbarmungswürdigen Christusfiguren, aus Köpfen und Leisten blutend, vorsichtig neben sich auf den Boden. Hob das Kleid hoch, schüttelte es, betrachtete es lange und schwamm durch einen tiefen See mit unterirdischen Strömungen von Liebe, Sehnsucht, Wehmut, Abwehr.

Durch das Fenster drangen die Gesänge der Fronleichnamsprozession. Sie stand auf, schaute durch die trübe Dachluke. Der Zug der Prozession löste eine unerklärliche Traurigkeit in ihr aus. Wohin zogen sie? Wer waren sie? Kriegsgefangene, Vertriebene, Juden?

Die Tränen flossen. Wie geborgen war sie als Kind in diesen Gesängen, wenn die Gemeinde die Straße in einem langen Zug entlang zog.

Es war das schönste Fest ihrer Kindheit, das ihr immer noch Heimat war, trotz der Traurigkeit ein Lächeln in ihrer Seele einpflanzte, das sich ausbreitete und sie von innen wärmte. Vermutlich war dieses Fest der eigentliche Grund, der Urgrund sozusagen, ihrer Religiosität. Es waren die Klänge, die Gesänge, die sich zusammen mit den Düften, den Farben der Blütenblätter zu einem Klangteppich verwoben. Sie in der Mitte der Schwestern; kein Gezänk, keine Sticheleien, Frieden. Im Ritual geschützt. Es war erlaubt, die Blütenpracht, die duftenden Blumen in die Winde zu streuen. Sie fühlte sich wie die reichste Person der Welt, die teilhatte an der Fülle des Lebens. Die Dornenkrone eingetauscht gegen einen Blütenkranz.

Ganz unten in der Truhe lag die schwere, schwarze Familienchronik. Voll mit all den Toten, den Vermissten, Gefallenen, Verstoßenen, Missbrauchten, dem ganzen Unaussprechlichen. All die Gespenster, die zusammen mit ihrer Familie wohnten und ihr kaum Luft zum Atmen ließen. Aus allen Poren des Hauses düstete Verzweiflung, wie Nebelschwaden drang sie zwischen die Lebenden, unterdrückte jeglichen lebendigen Impuls, legte sich angstbleischwer über diese kleine Welt, ihre Familie, und drohte sie zu ersticken. Jeglicher Versuch, ihr zu entkommen, wurde früher oder später bestraft. Gnadenlos, mit Härte und furchterregender Gewissheit, die sich hinter freundlichen Masken verbarg. Wie konnte man leben, lachen, angesichts all des Grauens? Was macht ein Kind, das eigentlich fröhlich ist, in so einer Familie?

Antonia lernte früh, hinter die Dinge zu schauen, nicht das Offensichtliche wahrzunehmen, sondern die Absicht, die sich wie ein Muster dahinter verbarg. Ihre Kindheit war eine Schule der Kreativität. Die Realität wurde in ihrer Familie als

etwas Unerträgliches erlebt und die Flucht in eine Traumwelt, eine Vision des Perfekten, war Familienidentität. Den Puppenkindern wurden in aller Regelmäßigkeit die Augen in die Plastikhöhlen gedrückt – sie sollten nicht sehen.

Im Haus der Eltern und Geschwister wurde alle zwei Jahre umgebaut, neue Tapeten, neue Bodenbeläge, neue Heizungen, Einbauschränke, Wände wurden durchgebrochen. Das war viel Arbeit, ein Hin- und Hergeschiebe – die Kinder auf Matratzen von einem Raum in den nächsten bugsiert – ein Nomadenleben mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die sich nie erfüllte.

Der Verschlag unter dem Dach, keine zwei Meter breit, zwei Meter fünfzig lang und an der höchsten Stelle des steilen Dachgebälkes vielleicht ein Meter fünfzig hoch, war ihr Zufluchtsort. Die kleine, graue, staubige Dachluke ließ einen blassen Strahl Sonnenlicht herein, der gerade genügte, um die alte, modrig riechende Pappschachtel zu entdecken. Antonia strich eine Strähne ihres braunen Haares aus der Stirn und zeichnete mit ihren kleinen Fingern magische Zeichen in die weiche Staubschicht, die wie klebriger, grauer Puderzucker die Schachtel bedeckte. Der aufgewirbelte Staub kitzelte sie in der Nase, sie unterdrückte ein Niesen, um ungestört, unentdeckt zu bleiben. Darinnen befanden sich alle möglichen Stoffreste. Da waren samtweiche, seidig glänzende, durchsichtige, schwarze, blaue, rote, mit Blumen und kunstvollen Stickereien verzierte Fetzen neben derbem Leinen, kariertem Baumwollnessel, Crêpe de Chine, Satin, Voile, Tüll, Jacquard, glänzende, merzerisierte Baumwollstoffe...

Noch bevor Antonia die Bezeichnungen kennenlernte, später selbst Fäden zu Stoffen, zu Teppichen verwob, wusste sie, wie sich die Stoffe anfühlten. Die Berührung der Stoffe war beruhigend und hüllte sie ein wie ein wärmerer, schützender Mantel.

Jeder Stoff erzählte eine eigene Geschichte.

Sobald ihre kleine Hand den Stoff berührte, stand das Tor zur Welt, die hinter den Dingen liegt, weit offen, ein unendlicher Raum tat sich auf.

Hier war alles friedlich, festlich. Schöne Frauen trugen schöne, kostbare Kleider. Lachten, sangen, tanzten in prächtigen Sälen, die sich in blühende, duftende Gärten erstreckten.

Noch heute waren schöne Stoffe Antonias Leidenschaft. Früher die groben Leinenstoffe, die von der Härte und Arbeit auf den Feldern, in den Spinnstuben und an den Webstühlen erzählten, dann die bunten, mit prächtigen Mustern, die die Fülle, die Vielfältigkeit versprachen. Viel später dann, schon als Graue, liebte sie die leichten, weichen, zarten, die sich um sie schmiegt, Hoffnung auf ein leichteres Leben verströmten. Als wären die Stoffe eine Haut, die sie einfach nach Belieben an- und ausziehen konnte und die ihr die Grenze zur Welt öffnete.

Wenn Großmutter nach ihr rief, schloss sie schnell die Schachtel und schlich aus der verbotenen Dachkammer.

Großmutter war eine kleine, zierliche Person, die trotzdem an eine Kugel erinnerte, wenn sie in ihrer kleinen Küche werkelt. Je älter sie wurde, desto winziger wurde sie. Nur ihre Ohren wuchsen weiter und wurden von goldenen Tropfen in die Länge gezogen. Ihre Haut bestand aus unzähligen weichen, tiefen Falten, die sich kunstvoll um ihren kleinen Körper legten.

Antonia konnte sich nicht erinnern, dass Großmutter viel gesprochen hätte. Sie arbeitete unermüdlich, stumm.

In der Küche, in der Waschküche. In ihrem Nähzimmerchen unter dem Dach neben der Dachkammer wurden die Kleider der gesamten Familie in Ordnung gehalten.

Großmutter konnte neue Taschen in die Hosen und Röcke nähen, den Hosenbund enger oder weiter machen, aus zwei zerrissenen Unterhosen wurde eine. Der Rest davon wurde in einen Pappkarton gelegt, zur weiteren Verwertung.

Papiertüten wurden auf Maß mit einem Küchenmesser zurechtgeschnitten und kamen in ein weiß lackiertes Holzkästchen, das in der Toilette hing und das Großvater in seiner Werkstatt im Keller gemacht hatte.

Großvater hatte einen großen, runden Kopf. Er sprach noch weniger. „Kinder kauft Käämme, es kommen lausige Zeiten“, sagte er. Dann war nur noch das Ticken der Uhr im ganzen Haus zu hören. Unten in seiner Werkstatt hing ein Foto der 27. Kompanie. Es zeigte große, starke Männer mit Zwirbelschnurrbärten und Stahlhelmen. Links an der Seite konnte Antonia Großvater erkennen. Er heilte alle Krankheiten mit Schnaps und Urin. Das hatte er in der Schlacht von Verdun gelernt.

Er wurde als 16. Kind in Maierhöfen geboren und im Alter von 5 Jahren zu einem Großbauern nach Biberach gegeben. Dort arbeitete er auf dem Hof mit, bekam gutes Essen und durfte im Winter mit all den anderen Kindern zur Schule gehen. Wenn Schnee lag, froren die Kinder an ihren nackten Füßen. Sie tauchten sie zuerst in Kuhdung und gingen dann ins Stroh. Das machten sie ein paar Mal und hatten so frostsichere Schuhe für den kilometerlangen Weg zur Schule. Manche Lehrer hatten Erbarmen; einige ertrugen den Geruch nicht und die Kinder mussten die gefrorenen Schuhe vor dem Schulhaus abschlagen und nach der Schule den Heimweg barfuß zurücklegen.

Im zweiten Weltkrieg blieb Großvater in der Heimat und beaufsichtigte französische Kriegsgefangene. Jeden Abend brachte er zwei oder drei zum Abendessen mit heim. So konnte Großmutter wieder große Portionen kochen, wie sie es liebte. Großvater wurde von Nachbarn denunziert, von der Gestapo abgeholt. Sie behielten ihn eine Nacht. Er sagte nichts. Als die Nacht vorbei war, hatte er das Sagen verlernt.

Von seinen 15 Geschwistern blieb nur Tante Liesel aus Luzern übrig, von der regelmäßig Pakete mit warmer Wollunterwäsche ankamen.

Großvater reparierte alles, was beschädigt war, flickte Wäsche- und Einkaufskörbe, selbst der abgebrochenen Tülle einer Porzellankeanne verpasste er einen neuen Ausgießer aus Metall. Sein Garten, in dem das Gemüse der Familie wuchs, musste dem neuen Industriegebiet weichen.

Großvater starb mit 72 Jahren, nachdem sein Bein amputiert worden war.

Als Großmutter jung war, arbeitete sie als Köchin beim Grafen in Kißlegg, bis sie mit 23 Jahren nach Ulm ins Heim für gefallene Mädchen musste. Dort wurde die Tante geboren. Mit Großvater bekamen sie eine neue Heimat.

Jetzt, in der kleinen Küche ihrer Großeltern, fabrizierte sie große Mengen Schupfnudeln, Maultaschen, Bubaspitzle, Krautwickel und Sülzen. Sie kochte die leckersten Braten, Saucen, Suppen und Desserts.

Kaum war das Gebet gesprochen, setzte sich Großvater, vermengte die ganzen leckeren, mit Sorgfalt und Liebe gemachten Gerichte mit dem Messer zu einem Brei, die Kinder taten es ihm begeistert nach. Großmutter sagte nichts.

Antonia sah sie noch vor sich in der Küche. Großmutter wetzte das Messer mit dem Schleifstein und drohte sie zu „metzen“. Ihre Augen funkelten bedrohlich. Sie schlug

den Hühnern den Kopf ab und rupfte sie. Antonia lachte. Vor Großmutter hatte sie keine Angst. Nur wenn Großmutter sagte: „Lach‘ nicht, das musst du büßen.“

Großmutter fuhr manchmal alleine nach Frankfurt mit dem Zug. Dort kaufte sie sich ein wunderschönes, teures Kleid aus Seide. Sie hängte es in den Schrank und erst, wenn es dort viele Jahre lang neben den Arbeitsschürzen und geflickten Kleidern hing, traute sie sich, es an einem Festtag anzuziehen. Dann verschwand es wieder im Schrank. Es war wie ein Versprechen auf ein schönes Leben, das ihr nicht zustand.

Bertolt Brecht war derselbe Jahrgang wie die Großmutter. Diese überlebte ihn genau 41 Jahre. Antonia hatte nie eine Gemeinsamkeit zwischen dem künstlerischen, kommunistischen Freigeist und ihrer einfachen, gottesfürchtigen Großmutter erkannt oder sie sonst in irgendeinen Zusammenhang gestellt. Trotzdem mussten sie sich im kollektiven Bewusstsein mit ähnlichen Themen auseinandergesetzt haben. Und was wusste Antonia über ihre Großmutter als junge Frau? Was über ihre Gesinnung? Beide, Bertold Brecht und sie, waren fast zur selben Zeit ganz in der Nähe geboren. Brecht in Augsburg, die Großmutter in Kißlegg. Antonias Tante wurde 1922, Brechts erster Sohn 1919 unehelich geboren. Brecht als Vater, der unerwünscht war, Großmutter als gefallenes Mädchen, Entehrte, Ausgestoßene. Die Schande trugen die Frauen, wurden weggeschickt, um im Geheimen zu entbinden. Brecht war ein Bürgerlicher, der sich für das Proletariat einsetzte, als Mann weder die bestehende Moral noch die Ethik bezüglich seines Liebeslebens beachtete. Er konnte beiden Kriegen entkommen, im Dienste als Friedensvisionär und Fürsprecher des Proletariats. Immer auf der Flucht. Vom DDR-Regime sah er sich dann missbraucht, in seinem Idealismus gescheitert. Ein großes Werk geschaffen, der Welt hinterlassen. Großmutter war eine Proletarierin, deren Liebesverhältnis zu einem Bürgerlichen, einem Kaufmann, und ihre Naivität, ihr ganzes Leben bestimmen sollten. Großmutter musste sich beiden Kriegen stellen. Den Vater, den Bruder im Krieg lassen, von der Familie verstoßen, den Siegern Opfer sein, die Tochter überleben. Blieb da, wo man sie hinstellte, und diente. Auf ihre Art. Sie hinterließ Antonia Stoffreste, Fäden und Knöpfe und die Liebe zu allem Tun.

Manchmal stand sie zwei Stunden am Herd und rührte einen Kirschenmichel für Antonia. Dazu wurde Grieß mit Butter und Zucker in einer Pfanne langsam gebräunt. Zum Schluss kamen eingedünstete Kirschen dazu, die mit dem Saft dampfend und zischend in der Pfanne brodelten, bis auch diese karamellisiert waren. Es gab eine große Portion davon nur für ihre Enkelin. Zwei Stunden am Herd ausschließlich für dieses Mädchen, das von der Mutter aus dem Nest gestoßen worden war.

Mit den vielen Gedanken der Kleinen, die wie Schmetterlinge neugierig die Welt besuchen wollten, konnte Großmutter nichts anfangen. So wenig wie mit Bert Brecht.

Als die Russen das Haus stürmten, rief Großmutter ihnen zu: „TB, TB, Tuberkulose!“ Obwohl ihre Tochter zu dieser Zeit in Davos in Sicherheit gebracht war. So blieb das Haus, die Frauen verschont. Ihre Schwestern im Allgäu entkamen den Franzosen nicht.

Zum Cannstatter Volksfest gingen die Kinder mit Großvater. Großmutter verabschiedete sie am Gartentor und ermahnte sie aufzupassen, dass Großvater kein Bier trank. Großvater wartete geduldig, bis die 5 Mark gegen Karussellfahrten, Zuckerwatte und Lose eingetauscht waren. Dann lockte er die Kinder mit einem Göckele ins Festzelt. Alle

aßen brav und Großvater trank eine Mass nach der anderen, bis sein Kopf ganz rot war. Dann brachten die Kinder Großvater nach Hause.

Er blieb Antonia von allen am fremdesten und trotzdem übernahm sie im Laufe des Älterwerdens seine Sicht der Welt. Er wünschte sich oft Kaiser Franz Josef zurück. Heute, dachte Antonia, hätte ein Kaiser, ein König, niemals zugelassen, dass Ackerböden vergiftet wurden, dass Gifte nicht nur Ungeziefer, sondern auch Menschen krank machten, bis kaum noch etwas wachsen konnte. Kein Kaiser hätte sein Land, seine Erde, so ausgebeutet. Großvater warnte vor den Amerikanern und sah in der Politik überall Verbrecher. Er war ein Visionär, sah in den Anfängen des Wirtschaftswunders, der freien Marktwirtschaft, die Korruption, die Gier, die Maßlosigkeit.

Die Eier wurden im Keller in Tontöpfen in einer milchig weißen Flüssigkeit aufbewahrt. Dort standen auch die großen, dunklen Mostfässer. Später gab es keinen Hühnerstall mehr, dafür eine dunkle Garage. Weder Großvater noch Großmutter, niemand, der je in dem Haus wohnte, fuhr jemals ein Auto. Großvater wollte sich nicht an der Verpestung der Luft beteiligen. In der dunklen Garage wurde von Großvater eine Schaukel für die Kinder angebracht. Hier war es wohl sicher genug. Draußen im Garten unter dem Birnbaum schien die Sonne.

Die Familienbibel wog schwer, als Antonia sie vom Boden der Truhe hochhob. Eine vergilbte Postkarte taumelte auf den Boden. Auf der Adresse stand:

Feldpost
Gefreiter Franz Bauer
00255/D

In breiter, schwungvoller, schöner altdeutscher Schrift stand dort:

Auf dem Weg zu Dir
Grüßt Dich herzlich
Dein Bruder August

Sie öffnete das schwere Buch und legte die Karte wieder hinein. Es lag ein ganzes Bündel Feldpost an ihren Vater darin. Sie war wenig geübt im Lesen der altdeutschen Schrift. Es dauerte sehr lange, die Karte zu entziffern.

Lieber Franz,
ich danke Dir herzlich für Deine lieben Gratulationen, die mich sehr erfreuten. Hoffentlich geht es Dir immer gut und bist gesund und munter, was bei mir auch der Fall ist. Ich bin nun nach allerlei Fahrten mit Arbeitseinsätzen durch Württemberg und durch Bayern, hier zwischen Landsberg und dem Ammersee auf einer großen Flugzeugwerft gelandet. Es wird alles gut und schön. Wenn es manchmal nur nicht so kalt wäre, denn wir liegen hier sehr hoch. Aber wir haben wenigstens wieder einmal gutes Essen. Mit den besten Grüßen August.

August wurde mit 17 Jahren im März 1945 eingezogen. Kanonenfutter. Am 5. Mai 1945 gefallen.

Karl, geb. 1912, gefallen 1942

Hermann, geb. 1914, SS-Sturmführer, vermisst in Russland.

Fotos zeigten die Großmutter, die Mutter des Vaters, in schwarzer Schwarzwälder Tracht gekleidet – oder war es Trauerkleidung, die sie nie wieder ablegte? – auf einen Stock gestützt, immer noch aufrecht, in ihrem Bauerngarten zwischen Bohnen, Erbsenstangen, Phlox, Dahlien und Kamille. Ein knochiges, dabei würdevolles und mildes Gesicht.

Antonia konnte sich nicht an sie erinnern. Aber das Entsetzen, die Verzweiflung, die Erstarrung, als die Nachrichten eintrafen, lebten in ihr, als sei sie dabei gewesen, ja als sei sie die Mutter, der Vater, die Schwester, der Bruder, als sei die Nachricht gerade eben eingetroffen. Jeden Tag aufs Neue.

Sie wurde von Verzweiflung und Scham genährt, die die Eltern wie einen Kokon umgaben. Das Brot, das in der großen Holzschale mit dem geschnitzten Rand: „Herr, gib uns unser täglich Brot“ lag, machte sie nicht satt.

Das Schweigen, das entstand, wenn ein Erwachsener aus Versehen den Namen eines Verstorbenen aussprach, fiel in einen Raum, der sich ausbreitete bis zu den Sternen.

Sie war in eine große Leere geboren, ein großes Nichts, bevölkert mit fremden, toten Verwandten, die viel zu früh und viel zu grausam gestorben waren, im Krieg gefallen, vermisst in Russland, gefoltert, Opfer oder auch Täter? Wer konnte das wahrhaftig unterscheiden? Wer sich zum absoluten Richter erheben? Diese Toten redeten nicht mit ihr, sie sahen sie nur an mit dem großen Vorwurf ihres Lebendigseins. Sie opferte ihnen ihre Kindheit, ihre Jugend, die diese in Kriegsgräben verbracht hatten und nicht zurückkehren konnten in den Frieden. Dass sie nicht mit ihr sprachen, war ein Segen; schon die Worte der Mutter, des Vaters, der Geschwister waren ihr so fremd, wie die Heime und all die Tanten und Onkel, bei denen sie herumgereicht wurde, die ihr Heimat versprochen und sie trotzdem wieder allein zurückließen. Da waren ihr die toten Brüder des Vaters, die Männer der Familie, die nicht heimkehrten, näher als die Eltern, die Geschwister.

Ihren eigenen Bruder wollte sie im Rosengarten begraben. Sie dachte, alle Brüder würden sterben.

Die Worte zwischen den Mitgliedern ihrer Familie verhalten wie in einem Vakuum. Kaum waren sie ausgesprochen, waren sie schon vergessen, ohne Antwort, ohne Resonanz.

Die Verständigung innerhalb ihrer Familie wurde über Symbole vermittelt, über einzelne Worte, die antwortlos, jedoch mit einem Repertoire von Gefühlen und Körperreaktionen angereichert waren. „Bis zur Vergasung“ erzählte die Geschichte all der Juden, die ihrer Menschenwürde entraubt, verfolgt wurden; unmenschlichen Strapazen ausgesetzt, entehrt, missbraucht, gefoltert, in Gaskammern ermordet.

Das Wort „verloren“ löste selbst mit fünfzig Jahren bei ihr Schweiß- und Panikattacken aus, als einmal ihr Nummernschild des Autos verloren ging. Sie bekam keine Luft mehr, fühlte sich verfolgt und hatte die irrationale Angst, von der Polizei gefasst zu werden. Der Krieg war verloren, mit allen Konsequenzen, den Siegern ausgesetzt zu sein. Täter und Opfer im Rollentausch. Die Brüder waren verloren, die Männer in ihrer Familie ausgelöscht, unwiderruflich. Und der Vater trug eine schwere Überlebensschuld.

Die Katastrophen in ihrer Familie waren verschüttete Milch, etwas zu verlieren, eine Mütze, einen Schal. Jeder Verlust war angereichert mit existenzieller Angst. Kindliche Nöte dagegen wurden belacht, sexuelle Übergriffe waren zu ertragen; wenn Antonia ihrer Mutter davon aufgeregt berichtete, wurde sie aufgefordert, den Tisch zu decken. Ihre Schwester überlebte 1983 auf dem Heimweg nach dem Ostermarsch den Überfall eines Psychopathen, der mehrere Ritualmorde verübte. 3 Stiche, einen Millimeter neben der Leber. Antonia erfuhr es aus der Zeitung. Während die Familie im Schweigen erstarrte.

So wurden Dinge für sie zu Symbolen des Lebens: Der Brotteller, die Dornenkronen, das Essen, schöne Kleider.

Die Erinnerungen klebten in ihrem Kopf, in ihren Gedanken, wie Spinnweben an ihrem Gesicht, das anfang, sich in Falten zu legen. Sie klebten auch in ihrem Herzen, hatten es eng und ängstlich gemacht.

Auch wenn die Erinnerungen bruchstückhaft waren. Jede Zelle ihres Körpers hatte das Unausprechliche gespeichert.

Gesehen zu werden, war in Kriegszeiten gefährlich, es war besser unauffällig, versteckt zu bleiben. Wenn man sich versteckte, konnte man überleben.

Diese Strategie wendete Antonia an, um in ihrer Familie zu überleben. Versteckte sich auf dem Dachboden, versteckte ihre Gefühle, erst vor anderen, dann vor sich selbst.

Nur: sie lebte nicht im Krieg. Es war Frieden. Aber wie sollte ein Kind das wissen? Es lernte von den Eltern das Überleben im Krieg. Vom Leben lernte sie wenig.

Mit dem Tod des Vaters verließ sie die Lebenskraft, der Lebenswille. Ihr Vater war das Leben der Familie, in der sonst Angst und Krankheit herrschten. Mit einem Bauchsteckschuss entkam er dem Stalingrader Kessel. Als er damals im Delirium nach tagelangem Transport ins Lazarett kam, war es zu spät für eine Operation. Das Geschoss in der Leber verkapselte sich. Viel später überlebte er den Krebs. Den Krebs, an dem die Mutter viel zu früh gestorben war.

Der Vater, der immer unerreichbar war, strahlend, wie das Leben, das hinter dem Versteck grell leuchtete.

Der Vater, der sich auf den Gängen des Pflegeheimes dem Krieg stellte und dort alle Bewohner warnte, in ihren Zimmern zu bleiben. Der Vater hatte sich zu all den Toten, Kameraden und Brüdern auf den Schlachtfeldern, gelegt.

Im psychologischen Gutachten war das so formuliert: „Durch den Tod des Vaters laufen Versorgungswünsche ins Leere“. Eine Formulierung, die der Komplexität ihrer seelischen Landschaft nicht gerecht wurde, wie sie fand.

Sie war sehr lange so in gebückter Haltung verharrt, ihr Rücken schmerzte. Sie rieb sich die Gelenke. Draußen dämmerte es.

Plötzlich wurde ihr klar, dass seit 70 Jahren Frieden herrschte. Sie war ein Friedenskind.

Entschlossen legte sie die Familienbibel in die Truhe, stapelte die Kruzifixe darüber und schloss sanft den Deckel der Truhe.

War es ihr möglich, ihre Geschichte neu zu erzählen? War es möglich, das Erbe in etwas

Sinnhaftes umzuwandeln. So wie aus dem Kokon ein Schmetterling schlüpfen konnte, ohne Erinnerung an sein Raupendasein? Ohne die Augen weiterhin zu verschließen, vor dem, was war? Ohne die alten Familienmythen weiter aufrechtzuhalten. Ohne Anschuldigungen, Verbitterung?

Vielleicht war es nicht eine Frage von Schuld den Toten gegenüber – eher eine Schuld dem Leben gegenüber oder eine Überlebensaufgabe für die Toten, das Leben ganz auszukosten.

Im Gedenken an August das Leben ganz leben.

Antonia schüttelte ihr langes, graues Haar und verließ mit dem roten Kleid ihrer Mutter das Haus ihrer Kindheit.

Sie spürte all die Mütter, Großmütter, Urgroßmütter, Ururgroßmütter hinter sich, die Väter, Großväter, Urgroßväter, Ururgroßväter, die verstoßenen und die geliebten, die starken und die schwachen, die harten und die sanftmütigen, die ängstlichen und die mutigen, die selbstgerechten und die liebenden. Sie spürte die große Lebenskraft jenseits von Schuld, von richtig und falsch, und reihte sich ein, an die Spitze des großen, langen Zuges, an ihren Platz, das Leben neu zu lernen; als Graue, das Kind an der Hand, in diesen Zeiten des bedrohten Friedens.